

Spiele Leben

Kino. Als Neuzugang im Austro-Dokumentarfilm wagt sich der Autodidakt Marko Doring an Exzentrisches: In der Nabelschau „Mein halbes Leben“ zieht er Bilanz über sein Dasein als Verlierer.

Von Stefan Grisseemann

An Österreichs Kinokassen zählt dieser Tage vor allem eines: effizientes Marketing. Der heimische Kino-Mainstream zielt mehr denn je auf schnelle Lesbarkeit, aufs nackte Logo. Jeder der großen Austro-Kinoterfolge der vergangenen Monate ist mit einem zugkräftigen Begriff umrissen: Oscar („Die Fälscher“), Finanzkrise („Let's Make Money“), Falco („Verdammt, wir leben noch!“) und Mundl („Echte Wiener“). Schau auf die Marke. Dahinter ist nämlich oft nicht mehr viel auszunachen.

Glücklicherweise erschöpft sich das österreichische Kino darin noch nicht. Zwei neue Filme aus Österreich, Marko Doringers ironische Depressionsstudie „Mein halbes Leben“ und Arash T. Riahis Migrationspanorama „Ein Augenblick Freiheit“ (siehe Kasten), demonstrieren immerhin Widerspruchsgestalt – und neue Lust an inhaltlicher Vertiefung. Sie stellen – einmal privatistisch, einmal explizit politisch – die alte existenzielle Frage: Wie (über)leben?

Radikal intim. Die Zumutungen seines Daseins sucht Doring mit radikaler Intimität zu kontern. In seinem Kinodebüt „Mein halbes Leben“, das dem hierzulande raren Genre des Dokumentarfilms als Ich-Erzählung zuzuschlagen ist, geht er hart mit sich selbst ins Gericht. Doring nimmt seinen 30. Geburtstag zum Anlass einer vorläufigen Bilanz. Sie fällt vernichtend aus: Er hat keinen Job, keine Freundin, kein Kind, keine



PETER M. WAHR FÜR PROFIL

Lebensenergie. Seine Krankenversicherung zahlt der Papa. „Mein halbes Leben“ ist ein sarkastisches, zuweilen auch naives Selbstporträt des Filmemachers als Totalversager. Mut zur Ehrlichkeit mag sich Marko Doring dennoch nicht unterstellen lassen. „In einer Welt, in der jeder nur ‚Starmania‘ gewinnen will, ist es offenbar schon peinlich, von sich zu sagen, man sei ein Loser“, meint er im profil-Gespräch. „Aber warum soll es mutig sein, das zuzugeben? Die ganze Welt ist voller so genannter Verlierer, und ich bin einer von ihnen. Ich würde das nicht Mut zur Selbstentblößung nennen, sondern Mut zur Krise.“

Der in Berlin lebende, aus Salzburg stammende Filmemacher beschließt, seine Freunde (einen Sportjournalisten, eine Modedesignerin, einen Jungmänner), seine Familie und seine Ex-Freundinnen aufzusuchen – und nachzufragen: Er will Gründe für sein Scheitern finden und es mit den Lebensläufen und -zielen der anderen vergleichen. „Mein halbes Leben“ ist eine bewusst simple Inszenierung; Doring spielt mit der Form des Amateurfilms, in dem sich aber ein durchaus komplexer Diskurs über Familie, Sicherheitsdenken und Kinderwunsch, über die

Diagnose: gescheitert
Marko Doring, 34,
Filmemacher

Qual des Erwachsenwerdens verbirgt. Er habe eben „einen großen Film über mein kleines Leben“ zu drehen versucht. „Und ich will ja Filme machen, die ganz nah am Publikum sind. Man muss die intellektuelle Schraube nicht immer in die Himmelsphären drehen.“ Großen Begriffen wie „Wahrheit“ misstraut er: „Ich glaube nicht an Objektivität, in keinem Medium. Natürlich entsteht ein Film wie meiner erst im Schneideraum: Alle Figuren sind dramaturgisch gebaut. Aber es gibt keine einzige gestellte Sequenz, nur dokumentarisches Material.“

Über eineinhalb Jahre lang hat der inzwischen 34-Jährige am Dreh von „Mein halbes Leben“ gearbeitet und sich anschließend volle neun Monate Schnittzeit gegönnt. Filmische Vorbilder habe er kaum, nennt als Inspirationen dennoch den US-Selbstporträtisten Ross McElwee und den Berliner Andres Veiel („Die Überlebenden“), der ihm als Berater zur Seite stand. „Sähe ich mehr Filme, würde mir manches sicher leichter fallen“, hält Doring selbstkritisch fest. Er müsse beim Drehen leider „das Rad oft neu erfinden“. Der Lebhaftigkeit seines Films kommt so viel Innovationszwang allerdings entgegen. ■

Auf Teufel komm raus

Kinokonventionen statt Politrealismus: das Migrationsdrama „Ein Augenblick Freiheit“.

Die Lage ist ernst, die Bilder künden davon: Eine Exekution eröffnet diesen Film. Vor solchen Zuständen läuft, wer kann, davon. „Ein Augenblick Freiheit“ berichtet von den lebensgefährlichen Fluchten dreier Migrantengruppen aus dem Irak und dem Iran in die Türkei. Aber das „große Kino“ fordert seinen Tribut: Die Politik tritt in den Hintergrund, wird zur vagen Folie, vor der die menschliche Tragödie sich ereignet – die Geschichte gestrandeter Männer, Frauen und Kinder zwischen inhumanen Asylgesetzen, üblen Profiteuren, kleinen Denunzianten und sadistischen Folterern. Man wartet auf Ausreiseerlaubnis oder Abschiebung. Der junge Wiener Regisseur und Autor Arash T. Riahi, bislang eher als Dokumentarist („Exile Family Movie“) bekannt, inszeniert sein Spielfilmdebüt allzu pittoresk, taucht es in vollblütige, exotisch-manipulative Musik. Sein gutes Gefühl für dramatische Zuspitzung und zupackendes Erzählen nutzt er weidlich; so wird die Erfahrung der Emigration zum Stoff, aus dem die Abenteuerfilme sind: ein Reality-Thriller auf Leben und Tod und Teufel komm raus. „Ein Augenblick Freiheit“ gefällt sich als Visitenkarte für Hollywood besser denn als sozialrealistisches Politpanorama: Der offene Konventionalismus der Regie führt zu großer Thesenhaftigkeit, zu sozialromantischen Nebenhandlungen und überfüllten Migrationsklischees. So stellt diese Arbeit am Ende ein Paradebeispiel paradoxer filmischer Konstruktion dar: ein Stück Mainstream, das vom Leben am äußersten Rand erzählt. St. Gr.

Durchs wilde Land
Migrationsszene aus
„Ein Augenblick
Freiheit“

